



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kinzel, Karl: Gottfried Keller und seine Novellen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zum Schluß möchte ich nur noch betonen, daß das Ehrenberg'sche Buch: Das Zeitalter der Juggen, aus dem ich hier einen kleinen Ausschnitt gegeben habe, bei geschichtlichen, volkswirtschaftlichen und staatswissenschaftlichen Studien hinfort zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln gehören wird.



Gottfried Keller und seine Novellen

Von Karl Kinzel (in Friedenau)

(Schluß)



ünfzehn Jahre hielt Keller auf seinem Posten aus, obwohl es eine höchst arbeitsreiche Zeit für ihn war, und er oft täglich acht bis zehn Stunden in Anspruch genommen wurde. Denn dem Staatschreiber „stand die Oberleitung der Staatskanzlei zu. Er war zugleich Sekretär der Direktion der politischen Angelegenheiten. Über die Verhandlungen der obersten vollziehenden Behörde des Kantons führte er die Sitzungsprotokolle; er hatte den offiziellen Verkehr mit den übrigen Kantonsregierungen und dem Bundesrate zu unterhalten, mußte die jährlichen Rechenschaftsberichte sämtlicher Departements zusammenstellen, Gesetzesentwürfe, Eisenbahnkonzessionen, Verordnungen aller Art registriren oder endgiltig redigiren“ und dergleichen mehr. Sehr poetisch war die Arbeit nicht, aber sie war dem Menschen Keller heilsam, gewährte ihm und den Seinen ein anständiges Auskommen und die Möglichkeit, alle seine Schulden zu bezahlen. Mit Recht sagt sein Biograph (II, 319): „Niemand beklage diese Wendung im Leben des Dichters! Sie wurde thatsächlich sein Heil. Denn er befand sich auf dem nächsten Wege zur Verwilderung. Er war wild, in unbefränkter Freiheit aufgewachsen, ohne Schulzucht, ohne regelmäßige Lehrzeit, ohne einen bestimmten Lebensberuf geblieben.

Sonnen um Sonnen erstehn und führen die blühenden Jahre
Wir aus der müßigen Hand strahlenden Glanzes hinweg,

klagte er damals. Jetzt mit zweiundvierzig Jahren lenkte er — es war die höchste Zeit — in die geregelte Bahn des Beamten ein und lernte endlich an sich und seinem ganzen Thun den Segen einer vorgeschriebnen Berufsarbeit kennen. In diesem Sinne saßen auch seine Freunde die Wahl geradezu als eine moralische Rettung auf.“

Umso weniger können wir aber Redensarten gelten lassen, wie die, mit denen Baechtold seinen dritten Band beginnt: „Von der Kunst dachte er zu hoch, als daß er sie je zur Erwerbsquelle erniedrigt hätte. Der Freiheit, die er bisher fast im Übermaße genossen, entsagte der gereifte Mann freiwillig, um sich dienend in ein Ganzes einzuordnen“ und dergleichen mehr. Es war vielmehr so, daß Keller endlich fühlen mußte, die Kunst könne ihn bei seiner Art zu schaffen nicht ernähren. Es wäre sinnlos gewesen, auch diese sichere Stellung auszuschlagen. Er war eben nicht so reich an fruchtbaren Ideen und vor allem nicht an fleißiger, gewissenhafter Ausführung, daß er davon hätte leben können. Wie hat er seine Freunde, seine Verleger, sich selbst mit vergeblichen Hoffnungen gespeist! In Berlin schob er es auf die Not, aber auch in Zürich brachte er nur wenig und das Wenige unter stetem Drängen zu stande. „Was war denn in diesen letzten sechs Jahren freiester Muse Poesisches geleistet worden? Eine kleine Erzählung und einige Gedichte.“ (Baechtold II, 320.) Und in den fünfzehn Jahren seines Beamtentums, wo man hätte erwarten sollen, daß der unbezwingliche Trieb zur Kunst unter der winterlichen Decke der Kärnerarbeit gewaltsam hervorbrechen würde, war es auch nicht viel anders. Am Ende dieser Zeit sagt er in einem Briefe an den Wiener Kritiker und Litterarhistoriker Emil Kuh (6. Dezember 1874):

Meine Faulheit, von der Sie nachsichtig schrieben, ist eine ganz seltsame pathologische Arbeitscheu in puncto litteris. Wenn ich daran bin, so kann ich große Stücke hintereinander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang, den angefangnen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen und auf den Tisch zu legen; es ist, als ob ich diese einfache erste Manipulation fürchtete, ärgere mich darüber und kann doch nicht anders. Währenddessen geht aber das Sinnen und Spintisiren immer fort, und indem ich Neues aushecke, kann ich genau am abgebrochnen Satz des Alten fortfahren, wenn nur das Papier erst glücklich wieder daliegt.

Dramatisches kann ich Ihnen nichts mitteilen, da nur wenige Aufzeichnungen und einige zerstreute Szenen da sind. Diese Sache ist so beschaffen, daß sie mir zu wichtig ist, um so im voraus davon zu naschen und wieder aufzuhören. . . . Ich bin jetzt 55 Jahr alt; in einem Jahre etwa denke ich mit dem Erzählungsweise abzuschließen und dann auf frischem Tisch das Drama vorzunehmen [ist nie geschehen!], wobei es einzig darauf ankommt, ob ich noch fünf bis acht Jahre fähig bleibe. Das Altern ist ja bei jedem verschieden. Ich habe den Aberglauben, daß jeder irgend einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommts nicht dazu, so ist's auch Wurst.

Gedruckt war 1860 nur das „Fähnlein der sieben Aufrechten“ in Auerbachs Kalender auf dessen Bitten, eine der besten Kellerschen Erzählungen, die später in die „Züricher Novellen“ überging. Im Entstehen aber war mancherlei, wovon die Briefe Zeugnis geben. Da wurde an den „Leuten von Seldwyla“ weiter gearbeitet, wo er „die Freude an seinem Vaterlande mit einer heilsamen Kritik verbinden“ wollte; und auch das „Sinngedicht“ schwebte ihm schon

klar vor der Seele. Er kündigt es Freiligrath (22. April 1860) unter dem Titel „Die Galathee“ an:

Einer liest Logaus Distichon: Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Müß eine weiße Galathee, sie wird errötend lachen! und reißt aus, das Ding zu probiren, bis es am Ende des zweiten Bandes gelingt. In diesen Novellen sind unter andern sieben christliche Legenden eingeflochten. Ich fand nämlich eine Legendensammlung von Rosegarten in einem läppisch frömmelnden und einfältiglichen Stile erzählt (von einem norddeutschen Protestanten doppelt lächerlich) in Prosa und Versen. Ich nahm sieben oder acht Stück aus dem vergessenen Schmöcker, fing sie mit den süßlichen und heiligen Worten Rosegärtchens an und machte dann eine erotisch-weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist.

Das alles aber lebte mehr in seinem Kopfe als auf dem Papiere, und so kam sein fünfzigster Geburtstag heran, ohne daß er als Dichter etwas weiteres geleistet hatte. Aber er war trotz alledem ein wunderbares Glückskind. Wie kaum je einem Dichter vor und nach ihm, sind ihm die Herzen der Menschen zugeflogen. Freunde und Verleger waren unaufhörlich bemüht, seinen Phantasiegeburten zum Dasein zu verhelfen, und Anerkennung und Wertschätzung liefen ihnen gleichsam vorher. So wurden ihm zum 19. Juli 1869 die größten Huldigungen zu teil. Studenten und Sängervereine brachten ihm einen Fackelzug. Auf einem Kommerz wurde er von den Professoren gefeiert und ihm der Ehrendoktor verliehen. „Durchweg wurde betont, daß des Dichters äußerer Erfolg weit hinter seinem Werte zurückgeblieben sei.“

Keller sah in dieser Huldigung eine Mahnung zu neuem poetischen Schaffen. Den Studenten erwiderte er: das Unternehmen, seinen fünfzigsten Geburtstag ans Licht zu ziehen, habe in ihm das beschämende Gefühl einer unverdienten Auszeichnung erregt, und er befürchte, man könnte, wenn in dieser Weise so hell in das dunkle Kämmerlein des Poeten hineingeleuchtet werde, nichts finden, als ein altes verlassenes Frauenzimmer, die Muse früherer Tage. Möglich, daß dieser Schein sie früher wecken werde, als sie selber gedacht habe, daß sie sich dann aber auch sogleich unnütz machen werde. Ältere Frauenzimmer könnten zwar interessant, aber ebenso schwachhaft und bössartig sein. Sollte so etwas bei ihm vorkommen, hätten es die Veranstalter dieses Festes auf dem Gewissen. Wenn bessere Leute als er bei derartigen Anlässen zu sagen pflegen, daß sie die Ehrenbezeugung auf die Sache bezögen, der sie hätten dienen wollen, so sei dies bei ihm doppelt und dreifach der Fall. (Baechtold III, 15.)

Wir dürfen auch diese Worte, so sehr sie sich auch an Wendungen anlehnen, wie sie bei solchen Gelegenheiten allgemein gebraucht werden, bei Keller für bare Münze nehmen. Denn wenn er auch jenen Dichterstolz hatte, der durch eine scharfe Kritik leicht verletzt wird, so muß man doch anerkennen, daß er überschwänglichem Lob, das ihm allezeit im Übermaß zu teil wurde, stets bescheiden gegenüber-, ja entgegengetreten ist. Er war ein klarer Kopf, der sich über sich selbst keiner Täuschung hingab, der wußte, daß ihm auf einem

beschränkten Gebiete, nämlich dem der kleinen Erzählung, bedeutende Gaben verliehen seien; aber jede Selbstüberschätzung lag ihm fern. Sonst hätten seine Freunde wahrlich ausreichend dafür gesorgt, ihm den Kopf zu verdrehen. Aber es gelang ihnen nicht. „Unannehmbar, schreibt er u. a. (29. Juli 1881) einem Kritiker, sind gewisse superlativische Wendungen des Lobes. Dergleichen ist nicht sagbar und ist auch niemals wahr, weder hier noch dort, und sieht aus, als ob sich einer lustig mache über einen.“ Emil Kuh mahnt er (12. Februar 1874): „Rauchen Sie den starken Lobtabak nicht weiter, wenn Sie mir nicht Feinde erwecken wollen wie Sand am Meer! Ich muß ihn für mich selbst noch auslaugen, wenn ich das mir zukommende und zuträgliche Friedensspeisichen davon genießen will in stiller Ruhestunde.“ Und den Redakteur der Deutschen Rundschau bittet er inständigst (8. Juli 1883): „Lassen Sie nicht solche Wendungen passiren, wie sie wieder in den Aufsätzchen von A. F. enthalten sind: großer Dichter, Grundlage der Kellerlitteratur(!). F. hat an einem andern Orte drucken lassen, ich sei der größte Novellist aller Zeiten und Völker u. dergl. Das alles sieht genau so aus, als ob man absichtlich darauf ausginge, mich armen Wurm lächerlich zu machen und den Widerwillen andrer Leute zu erregen, abgesehen von dem unkritischen und daher schädlichen Aussehen, das solche Besprechungen dadurch gewinnen.“

So flossen die Jahre seiner Beamtenlaufbahn ziemlich ruhig und gleichmäßig dahin in der Berufsarbeit, im Verkehr mit bedeutenden und unbedeutenden Freunden und ihn heimsuchenden Verehrern, im Hause und noch viel mehr im Wirtshause, wo man ihn am festen Stammpflätzchen, besonders an gewissen Wochentagen zu jeder Abend- und Nachtzeit zu finden wußte, und wo er oft in heiterster Stimmung, manchmal aber auch launisch und mürrisch dafaß, und in dem Briefwechsel mit einer kleinen Zahl Getreuer, Männern wie Hettner, Kuh, Vischer, Adolf Gyner, Conr. Ferd. Meyer, Wilhelm Peterfen, Paul Heyse,^{*)} Theodor Storm u. a., Frauen wie Marie Melos, Ludmilla Affing und Marie Gyner (später Frau Prof. Frisch in Wien). Meist herrscht in diesen Briefen ein schlichter, frischer, humoristischer Ton. Es findet sich manche treffende Bemerkung über Zeitgenossen wie Grillparzer, Ludwig Auerbach, Storm, auch beißende wie über den radikalen Philosophen des Übermenschen Nietzsche. Gefühlsergüsse finden sich nie, selbst nicht, wenn ihm der Tod eines Freundes angezeigt wird. Nur bei Freiligraths Abscheiden bricht er in die Worte aus (11. Mai 1876): „Er gehört zu den wenigen, von welchen man nicht glauben mag, daß sie wirklich fort und verschwunden sind, bei deren Tod man sich ängstlich fragt, ob man sich nichts vorzuwerfen, sie nie beleidigt habe, aber sofort ruhig ist, weil sie einem nicht den geringsten Anlaß dazu hätten geben können vermöge ihres wohlbestellten Wesens.“

^{*)} Heyse stand ihm sehr nahe; seine Briefe an ihn sind noch nicht veröffentlicht.

Von äußern Erlebnissen ist zu erwähnen, daß 1864 seine Mutter starb, und er nun auf die Pflege seiner einfachen, oft mürrischen, später auch kränklichen Schwester angewiesen war, die ihm den Haushalt ganz allein besorgte. Seine Versuche, eine Ehe zu schließen, die von Zeit zu Zeit aufgetaucht waren, waren alle mißlungen. Anfangs wohnten sie zusammen in einer Amtswohnung in der Stadt, dann auf einer Anhöhe, dem „Bürgli,“ von wo er „den ganzen See und das Gebirge, die Wälder des Sihlthals und das Limmatthal, kurz die ganze Rundschau überschaute.“ Erst zuletzt zogen sie wieder in die Stadt, weil ihnen der Berg zu beschwerlich wurde. Die großen Ereignisse des Jahres 1870 erregten Kellers Teilnahme für Deutschland, ganz im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute. Wollte er doch selbst durchaus ein deutscher, kein besonders Schweizer Dichter sein.*) Er erkannte an, daß in Deutschland Tüchtigkeit, Kraft und Licht sei. Aber über eine gewisse kühle Sympathie kam er auch hier nicht hinaus, und weitere Andeutungen finden sich in seinen Briefen nicht.

Unterdes stieg der Wunsch in ihm auf, die Bürde des Amtes niederzulegen, was denn auch endlich 1876 in allen Ehren geschah. „Auf 1. Juli bin ich nun von meinem Amte frei, schreibt er an Ruh (15. Mai 1876). Ich habe es nicht länger ausgehalten: den Tag durch Amtsgeschäfte, des Abends soll man schriftstellern, lesen, Korrespondenz führen usw. Das geht nicht und bleibt dann meistens alles zusammen liegen. Ich habe nun in poetisch-literarischer Beziehung soviel zugeschnittne Arbeit oder Werch an der Kunkel, daß ich es wohl wagen kann, meine noch mir vergönnten bessern Jahre damit zuzubringen, ohne in schlimme Zustände zu geraten, wie junge Litteraten, oder andererseits einem schnöden Industrialismus zu verfallen. Ich würde auch schlechterdings die Zeit nicht finden, nur die Hälfte von dem zu machen, was ich noch machen kann und soll.“

Es waren ihm noch vierzehn Jahre eines ruhigen und gemächlichen, im ganzen durch wenig Leiden beeinträchtigten Lebens beschieden, die er zum Abschluß der begonnenen Arbeiten und zur Schöpfung eines neuen Romans benutzte. Seine Vaterstadt verließ er nur noch ganz selten. Hatte er schon in frühern Jahren nur wenige Reisen gemacht — nach München und Wien, ins Salzkammergut und nach Tirol (nicht einmal die Schweiz kannte er ganz!) —, so war er jetzt trotz aller Bemühungen seiner Freunde nicht mehr herauszubringen. Nur gegen Ende seines Lebens versuchte er eine Kur in dem nahe gelegnen Baden und eine Sommerfrische in Seelisberg. Auch daheim zog er sich mehr und mehr auf sich selbst zurück. Der starke Andrang von Freunden und Neugierigen verstärkte einen Charakterzug in ihm, der ihm von Jugend an eigen war. Namentlich vor der Berührung mit Fremden

*) „Bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Späß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört“ (20. Dezember 1880).

scheute er immer mehr zurück. Wenn sie ein Zusammentreffen mit ihm im Wirtshause herbeiführten, so hüllte er sich, wie Baechtold erzählt, in das berühmte Schweigen. „Am schwierigsten aber gestaltete sich die Sachlage, wenn er sich unverhofft von einer größern Gesellschaft umgeben sah. Es konnte leicht einer darunter sein, der ihm aus irgend einem Grunde unbequem war. In diesen Fällen begann auf der hohen Stirne das bedrohliche Runzeln zu spielen, und das Gewitter hing in der Luft. Ein Wort, eine Miene konnten es zum Ausbruche bringen. Übrigens ging bei dem jähem Temperament Kellers das heilige Donnerwetter oft auch bei anscheinend klarem Himmel los. Dann ließ er sich zur Gewaltthätigkeit, die ihm sonst fremd war(?), hinreißen. Der kleine Mann fuhr mit verblüffender Behendigkeit auf, stieß die Gläser um, wies einen Harmlosen vom Tische weg oder wurde gar handgemein. Fühlte er sich tags darauf im Unrecht, schrieb er eine seiner berühmten Episteln, einen Entschuldigungsbrief an den Betroffenen.“*)

„In den letzten Jahren mußten auch alte Bekannte die äußerste Behutsamkeit im Umgang mit Keller beobachten. Das Herbe, Bittere, Unschmackhafte, Mißtrauische seines Wesens nahm mit dem Alter überhand. Dinge, die ihn selbst angingen, konnte man fast gar nicht mehr berühren. Lob war selbstverständlich von jeher ausgeschlossen; Tadel verletzte ihn leicht; schwieg man ganz, so war es wieder nicht recht. Am besten stellten sich die, die ihn selten sahen oder gar nur brieflich mit ihm verkehrten. Auch diejenigen, die so klug waren, ein heftiges Wort nicht böse zu nehmen. Wenn man erwägt, daß es ihm eigentlich die letzten dreißig Jahre seines Lebens auf dieser Welt so schlecht nicht ging, daß es ihm weder an Ruhm noch Verehrung fehlte, daß Gottfried Keller aber immer mehr zu Unmut, Argwohn, Reizbarkeit neigte, wird man schon sagen dürfen: der sprichwörtlich gewordne Optimist konnte im Leben (wie in seiner Dichtung übrigens zuweilen) ebenso starker Pessimist sein.“**)

Im Jahre 1888 wurde ihm seine Schwester, die Führerin seines Haushalts, genommen, und er vereinsamte ganz. Da erstand ihm in Arnold Böcklin ein treuer Freund, der die letzten Jahre seines Lebens aufs rührendste für ihn sorgte und zuletzt immer um ihn war. 1889 erlebte er noch die Ausgabe seiner gesammelten Werke in zehn Bänden. In demselben Jahre wurde sein letzter Geburtstag großartig gefeiert, obgleich er krank in Seelisberg weilte. Als er im November heimkehrte, wurde er alsbald bettlägerig und ruhte von nun an meist mehr oder weniger teilnahmslos, viel vor sich hin sinnend und dann wieder laut phantasierend (doch nicht im Fieber), bis ihn am 15. Juli 1890 der Tod abrief. Seine Leiche wurde, seinem Wunsch entsprechend, verbrannt.

*) Baechtold III, 299.

***) Baechtold III, 213.

Werfen wir noch einen Rückblick auf seine Werke, insbesondere auf das, was die letzten Jahre hervorgebracht hatten.

Der Plan zum „Grünen Heinrich“ geht bis in die Zeit zurück, wo der junge Maler enttäuscht aus München zurückkehrte. Aber der Vorsatz, „einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an der Mutter und Sohn zu Grunde gingen,“ trat bald zurück. Das älteste erhaltene Bruchstück stammt aus dem Jahre 1846. Erst in Berlin wurden fünf Jahre auf die weitere Ausarbeitung verwandt; ebenso lange dauerte der Druck. 1855 war die Dual beendet. Was geschaffen war, war ein in den einzelnen Teilen wie im ganzen ungleiches Werk. Keiner erkannte das klarer als der Verfasser selbst. Deshalb trug er sich lange mit einer Erneuerung und Umarbeitung des Romans. Aber es stellten sich große äußere und innere Schwierigkeiten entgegen, noch in den siebziger Jahren, die erste Auflage war noch nicht ausverkauft, und „die Arbeit war nicht sowohl schwer als trübselig, mit offenen Augen in dem Unbedacht und der nicht zu verbessernden Uniform eines längst entschwindnen Lebensalters herumbasteln zu müssen, anstatt sich dem neuen zuzuwenden.“ Im September 1880 war die Arbeit endlich fertig. 1884 erschien die dritte Auflage des dreibändigen Werkes.

Wie der „Grüne Heinrich“ am Anfang seines Lebens steht, so bildet der Roman „Martin Salander“ den Abschluß. Er erschien 1886 in der Deutschen Rundschau. Es war „das Bekenntnis des gereiften Mannes. Der Familienroman erweitert sich zu einem Stück Zeitgeschichte. In den Vorkommnissen eines engen Kreises spiegelt sich das Abbild allgemeiner Zustände. Das große Thema ist die Volkserziehung und Volkswohlfahrt . . . Gegen die Untreue der Beamten, gegen das Höherhinaufwollen, das sich nach und nach auch der untersten Klassen bemächtigte, gegen die Genußsucht des Volkes, gegen das politische Gründertum, gegen den patriotischen Dünkel richtet sich der neue Kellersche Roman.“*)

Er erregte großes Befremden selbst bei unbedingten Verehrern Kellers. „In Zürich, in der Schweiz erschrak man oder empfand wenigstens Mißbehagen, je weiter man las. Man sah die Schwächen des öffentlichen und häuslichen Lebens mit unnachsichtiger Strenge bloßgelegt.“ Erst allmählich folgten besonnenere und anerkennende Urteile.

Die Lyrik begleitete den Dichter durch sein ganzes Leben. Daher spiegeln seine Gedichte die verschiedenen Entwicklungsstufen seines Empfindens. Zu einem neuen Aufschwung, einer Nachblüte kam es Ende der siebziger Jahre. Später nahm er mit strenger Selbstkritik und Abklärung eine Sichtung und Sammlung der Gedichte vor, und 1883 erschienen sie in einem 500 Seiten

*) Baechtold III, 300.

starken Bande. Aber sie fanden langsamer Verbreitung und Anerkennung als seine Novellen.

Und mit Recht. Denn in der kleinen Erzählung liegt ohne Zweifel Kellers Stärke. Was zunächst die äußere Geschichte betrifft, so gehen die „Leute von Seldwyla“ teilweise auf die erste Zeit seines dichterischen Schaffens zurück, wie denn einige Geschichten geradezu auf Jugenderinnerungen beruhen. 1856 erschien der erste Band mit fünf Erzählungen: Pankraz der Schmoller, Romeo und Julia auf dem Dorfe, Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, Die drei gerechten Kammacher, und Spiegel das Käzchen, ein Märchen. Weitere fünf, die jetzt im zweiten Bande vereinigt sind, nämlich Kleider machen Leute, Der Schmied seines Glückes, Die mißbrauchten Liebesbriefe, Dietegen und Das verlorne Lachen, folgten erst nach achtzehn Jahren, 1874. 1894 erschien davon in den Gesammelten Werken die vierzehnte Auflage. Dieselbe Zahl von Auflagen erreichten auch die unter dem Titel „Züricher Novellen“ vereinigten fünf Erzählungen: Hadlaub, Der Narr auf Manegg, Der Landvogt von Greifensee, Das Fähnlein der sieben Aufrechten, und Ursula. Die ersten drei erschienen zuerst im Winter 1876 auf 1877 in der Deutschen Rundschau, die Buchausgabe folgte 1877. Die „Sieben Legenden“ endlich, schon in den fünfziger Jahren in Berlin entworfen, kamen Ostern 1872 als Büchlein heraus, während das „Sinngedicht,“ dessen Idee und Entwurf auch schon von 1851 stammt, 1881 zuerst in der Deutschen Rundschau gedruckt wurde und in demselben Jahr noch drei Auflagen als Buch erlebte.

In vier Gruppen also treten uns die Erzählungen entgegen. Nicht bloß ein äußeres Band umschließt jede Gruppe, sondern nach dem Vorbilde Goethes und älterer Erzähler suchte Keller auch ein geistiges Band, eine Idee, unter der sie sich zu einer höhern Einheit zusammenschlossen. Am vollkommensten ist das wohl in den Seldwylser Geschichten gelungen. Der Gedanke an sich ist freilich ebenfalls nicht originell, sondern hat in den alten Erzählungen von den Schildbürgern seine Vorläufer. Das Städtchen Seldwyla, dessen Bewohner Keller schildert, ist ein solches Nirgendwo und Überall, daß man alles, was an belustigender kleinbürgerlicher Einfalt je geschehen ist, dahin verlegen kann. Aber Keller ist nicht so wahllos verfahren, sondern er hat alles unter einen höhern Gesichtspunkt, einen bestimmten, diesem Bürgertum anhaftenden gemeinsamen Charakterzug gestellt. Und doch war dieser auch wieder so allgemein, daß er sagen konnte, es rage in jeder Stadt und in jedem Thal der Schweiz ein Türmchen von Seldwyla. Freilich war es nicht eigentlich eine Satire auf Zustände der Gegenwart, so oft sich auch solche menschliche Vorgänge zu wiederholen pflegen. Keller hatte wirklich oder wenigstens vorgeblich vergangne Zeiten im Auge. Denn als er den fast zwanzig Jahre später erscheinenden zweiten Band der Seldwylser Geschichten mit einer Einleitung verfaß, gab er an, daß sich seine Schildbürger seitdem nicht unwesentlich verändert

hätten, sie sähen jetzt schon aus wie andre Leute, es ereigne sich nichts mehr unter ihnen, was der beschaulichen Aufzeichnung würdig wäre. Es sei daher an der Zeit, in ihrer Vergangenheit und den guten lustigen Tagen der Stadt noch eine kleine Machernte zu halten.

Seine eigentlichen Absichten hatte die Vorrede zum ersten Bande enthüllt, wohl weil er wünschte, daß der Leser gleich von vornherein in das richtige Verständnis der Geschichten geführt würde. Es spricht sich hier ein lehrhafter Zug aus, der Keller eigen war. Er dachte sich seine Seldwylar arm und dabei zu einem gemüthlichen, nichtsthuerischen Leben geneigt. Namentlich die Jüngern von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, die den Ton angaben, ließen andre für sich arbeiten, genossen das Leben und benutzten ihre Profession zur Betreibung eines trefflichen Schuldenverkehrs. Sowie einer die Grenze der genannten blühenden Jahre erreicht, wo die Männer anderer Städte anfangen, in sich zu gehen und zu erstarken, ist er in Seldwyla fertig. Er geht entweder in die Fremde oder lernt so nebenher allerlei thun, womit er sich und den Seinen das Leben fristen kann. Dabei sind sie alle eifrige Politiker und Kammergießer, immer Oppositionsleute, daher mit wechselnder politischer Gesinnung und Farbe usw. So schildert Keller das „Milieu“ seiner Geschichten. Merkwürdigerweise fügt er dann am Schlusse hinzu: „Doch nicht solche Geschichten, wie sie in dem beschriebnen Charakter von Seldwyla liegen, will ich eigentlich in diesem Büchlein erzählen, sondern einige wunderbare Abfälle, die so zwischen- durch passirten, gewissermaßen ausnahmsweise, und doch auch gerade nur zu Seldwyla vor sich gehen konnten.“ In viele dieser Geschichten sind eigne, persönliche Erlebnisse des Dichters verwebt, wie in „Pankraz“ und „Frau Regel,“ in vielen schildert er Personen und Verhältnisse, die er lebhaftig vor sich gesehen hatte, einige gingen in ihrem wesentlich Verlauf auf wirkliche Vorgänge zurück.

Ähnlich ist es in den Züricher Novellen. Auch da schildert er Verhältnisse und Personen, die mit seiner Vaterstadt zusammenhängen. Aber er begiebt sich in die geschichtliche Vergangenheit. „Hier wird überall nicht politisirt, sagt er in einem Briefe, sondern nur fabulirt und komödirt. Es sind Sachen aus dem dreizehnten, vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wie die Entstehung des sogenannten Manessischen Kodex oder der Pariser Handschrift des Minnesanges (im Hadlaub), die Zerstörung der Burg Manegg am Albis, ein Jahrhundert später, die von einem Verrückten bewohnt war, durch lustige junge Züricher. Der Landvogt ist ein origineller Züricher Landolt aus dem vorigen Jahrhundert, der als Junggefelle gestorben ist“ usw. *) Auch diese Erzählungen faßte er in einen Rahmen. Er führt uns durch eine Einleitung ins Jahr 1830 nach Zürich, wo ein älterer vornehmer Mann seinem Paten,

*) Brief an Egner vom 27. August 1875.

einem etwas eingebil deten Jüngling, einige Geschichten erzählt, um seine Sucht nach Originalität zu heilen und auf den rechten Weg bürgerlicher Tüchtigkeit zu leiten. Glücklicherweise ist dieser trocken lehrhafte Gedanke dann in den Erzählungen selbst so gut wie aufgegeben, er drängt sich wenigstens, zum Vorteil der Geschichten, nirgends hervor. Der junge Jacques und der alte Pate tauchen nur am Ende jeder Geschichte wieder auf, und mit dem Schlusse der dritten verschwinden sie ganz, sodaß die Geschichten von den „Aufrechten“ und von „Ursula“ für sich stehen. Die Rahmendichtung, an sich nicht bedeutend, ist auch nicht zu voller Wahrscheinlichkeit erhoben. Denn gleich die erste Geschichte von der Entstehung der Manessischen Minnesängerhandschrift, die in die Erzählung vom Schreiber Hadlaub verflochten ist, enthält viel gelehrtes Material, das einem Erzähler nicht ohne weiteres zu Gebote steht.

Weit mehr durchgeführt ist die Umrahmung der verschiedenartigsten Geschichten im „Sinngedicht.“ Einerseits erfahren wir die Erlebnisse des jungen Gelehrten, der durch ein Logausches Sinngedicht vom Studirtisch ins Leben hinausgetrieben wird, um „eine weiße Galathee“ zu suchen, die „beim Küssen errötend lacht.“ Andererseits sind wieder Geschichten eingefügt, die mit dieser Idee gar nicht zusammenhängen, Geschichten, mit deren Erzählung sich nur die Hauptpersonen die Zeit vertreiben. Aber auch hier ist Keller seiner Fiktion nicht immer treu geblieben; er vergißt zuweilen ganz, wer erzählt, und das wird doch recht fühlbar. Auch in ethischer Beziehung. Was die märchenhafte Lucie dem fremden jungen Manne vorplaudert, ist stellenweise mindestens unfein. Keller merkt auch das Unwahrscheinliche zum Teil selbst und macht sich in Lucies Worten den Einwurf: „Sie müssen sich nicht wundern, daß ich diese Einzelheiten so genau kenne, ich habe sie satfam von beiden Leuten erzählen hören.“ Noch schlimmer ist es mit der Geschichte „Regine,“ die der junge Held dem Mädchen erzählt, besonders das Ende, das er vorbringt, als die Dienerinnen schon zu Bett geschickt sind, und er mit ihr bis Mitternacht allein sitzt. Die Neroanekdote ist geradezu taktlos. Wo ist derartiges möglich?

Die Schwierigkeit, die in dieser Zusammenfassung von Erzählungen liegt, und die keineswegs der Wirkung entspricht, hat Keller auch gefühlt. Er kündigt in einem Briefe vom 9. September 1881 an, daß dies nun der letzte sogenannte Cyklus sei, den er mache. „Man ist doch in mancher Beziehung genirt und beschränkt durch diese Form; immer muß man daran denken, wer erzählt und wem erzählt wird usw.“ Dennoch bilden die „Sieben Legenden“ auch eine Art Cyklus, schon dadurch, daß „der Verfasser — wie er im Vorwort sagt — die Lust zu einer Reproduktion jener abgebrochen schwebenden Gebilde spürte, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen.“ Sodann aber namentlich dadurch, daß eine gemeinsame Idee zu Grunde liegt, indem, wie er selber sagt (Brief vom 22. April 1860), die

Sungfrau Maria als Schutzpatronin der Heiratslustigen hingestellt wird. Besonders anmutend erscheint so wenig der Gedanke wie seine Ausführung. Keller wollte damit namentlich „die Freiheit der Stoffwahl gegenüber dem Terrorismus des äußerlich Zeitgemäßen behaupten“ (Brief an Bischer 19. Mai 1872, an Ruh 3. April 1872), er sah aber zugleich darin „eine deutliche, gut protestantische Verspottung katholischer Mythologie.“

Wenn wir uns nach diesem Überblick eine Vorstellung von dem Wert der Kellerschen Novellendichtung machen wollen, so tritt uns zunächst der Reichtum seiner Phantasie und seine Lust am Fabuliren entgegen. In dieser Beziehung ist er ein Romantiker ersten Ranges. Nirgends tritt uns die Prosa des wirklichen Alltagslebens entgegen, sondern überall ist es eine phantastische Welt, in die er uns führt, seien es die märchenhaften Gebilde seiner Legenden, seien es die Schilderungen aus Zürichs fernerer Vergangenheit, oder die näher liegende der Seldwylers Schildbürgerei. Aber er weiß die Gegenstände und Personen so anschaulich zu schildern, so bis ins einzelste auszumalen, daß sie den vollkommensten Schein des Wirklichen gewinnen, auch da, wo in der Nachprüfung des kritischen Verstandes Unwahrscheinlichkeiten hervortreten. Namentlich in der Ausmalung einzelner Miniaturbilder hat er großartiges geleistet: man denke an den nächtlichen Überfall der alten Manessischen Burg, den Brand und den Tod des dort hausenden Narren („Der Narr auf Manegg“), an die Porträts von Landolts Geliebten im „Landvogt von Greifensee“, an die kurze Schilderung des Heereszuges mit dem ernstesten Zwingli in „Ursula.“ Wie ein Zeitgemälde wirkt im „Landvogt“ die Vorführung der Gesellschaft bei Gessner mit Bodmers Selbstbespiegelung; der Charakter der Zeit, der Zopfgeschmack, die Allegorisierungssucht usw. sind vorzüglich getroffen. Man denke an die Ausmalung des Gegenständlichen in Seldwyla, an den nächtlichen Tanz über die Heide hinter dem fiedelnden Zigeuner her in „Romeo und Julia“, an die Feste in „Kleider machen Leute“, in den „Sieben Aufrechten“ und dem „Verlorenen Lachen“ u. a. Wollte ich vollends auf die einzelnen Persönlichkeiten eingehen, die er uns so plastisch vors Auge zaubert, ich fände des Lobes und der Beispiele kein Ende. Hierin hat Keller nur wenige seinesgleichen.

Ausgezeichnet ist der Erzähler auch durch seinen feinen Humor, der fast alle seine Geschichten durchzieht, und durch den starken Zug, überall das Leben von der komischen Seite zu erfassen und darzustellen. Er hat einen besondern Blick für die kleinen und großen Schwächen des menschlichen Lebens und Charakters. Oft begnügt er sich damit, sie einfach ins Licht zu stellen, und erzielt schon dadurch eine komische Wirkung, öfter aber erhebt er sich über sie mit einem überlegnen, sarkastischen Lächeln und wird auf diese Weise humoristisch. Aber es ist eine eigne Art von Humor. Nicht der Humor des Gemütes, der innigsten Teilnahme des Herzens, der Humor, von dem man sagt, daß er unter Thränen lächle. Bei Keller überwiegt das Denken. Sein Humor ist

der Humor des Verstandes, von dem aus der Philosoph mit fein überlegnem Lächeln die Thorheiten der armen Welt begleitet. Es ist im eigentlichsten Sinne der trockne Humor.

Wie launig ist das Treiben der Dichterlinge und ihres Anhangs in den „Mißbrauchten Liebesbriefen“ geschildert! Wie komisch in der heikeln Geschichte „Der Schmied seines Glückes“ der abenteuernde Nichtsthuer Kabis, der zum Erbschleicher und Ehebrecher hinabsinkt, und der alte Tropf Litumlei, der mit aller Macht nach Geschlecht und Stammbaum trachtet! Freilich bleibt dann Keller zuweilen in der Belustigung über die Vorgänge stecken und bewegt sich so scheinbar in einer Sphäre jenseits von Gut und Böse. Für die Schändlichkeit der Frau, deren Wesen überhaupt völlig im Dunkel bleibt, und des lumpichten Seldwylers hat er kein mißbilligendes Wort. Kabis fällt lautlos, wie er gestiegen ist. Daß er zuletzt fällt (was nach der Entwicklung der Geschichte gar nicht notwendig ist) und so den rechten Lohn empfängt, ist schließlich die einzig wohlthuende Empfindung, mit der man von der Erzählung scheidet. Es hat doch alles seine Zeit! Lachen hat seine Zeit, aber der Bohn auch.

Keine Komik herrscht unter andern in den „Drei gerechten Kammachern.“ Hier ist alles aufs feinste ausgeklügelt und auf seine Wirkung berechnet. Erst wird ein Gefelle in seiner Selbstgerechtigkeit und Alltagsbiederkeit vorgeführt, dann dies durch einen zweiten und dritten übertrumpft und bis zum äußersten getrieben. Ebenso wird dann das neue Motiv, das Verlieben der drei in dasselbe Mädchen, in gleicher Weise gesteigert. Und die Komik erreicht endlich ihre höchste Wirkung in der Lösung des Rätsels, vor dem das Mädchen steht, in der Probe, die am nächsten Morgen angestellt wird. Aber der Ausgang paßt zu der durchweg auf das Komische angelegten Geschichte nicht: Tobst erhängt sich, der Baier wird lieberlich, und der Sachse erhält sein Geschäft und sein Weib. Hier bricht unser Lachen jäh ab, und das ist immer unerfreulich. Nirgends eine Heilung, nirgends eine Versöhnung, und so kommt uns nun erst zum Bewußtsein, daß diese so hoch gepriesene Novelle durchweg herbe ist wie ihr Schluß.

Die Ursache liegt in dem auffallenden Mangel an Gemüt bei Keller, der überall fühlbar ist, dem Vorherrschenden des Verstandes, das ihn zuweilen geradezu zu Geschmacklosigkeiten verleitet. Er vergißt Stand, Bildung und Charakter seiner Personen und legt ihnen seine eignen Gedanken und Worte in den Mund. Ja die einfachsten Leute reden fast nur Kellerisch. Man lese im „Fähnlein“ nur die Rede, die Karl der Schneidersohn und Gerichtschreiber beim Bundesschießen ex tempore hält: „Es ist ein Verein (der sieben Köpfe), der keinen Namen hat, keinen Präsidenten und keine Statuten; seine Mitglieder haben weder Titel noch Ämter, es ist ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den

Wald heraustritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mit zu rauschen und zu brausen mit den tausend andern Kronen in der heimeligen Waldesnacht des Volkes, wo nur wenige sich kennen und nennen können und doch alle vertraut und bekannt sind.“ Und ebenso die Anreden der beiden Alten an Karl — die reine Popularphilosophie aus dem Munde der Handwerker!

Ebenso wenig passend ist es, wenn er Pankraz dem Schmoller seine Ansichten über Shakespeare in den Mund legt. Goethe hat das zwar im Wilhelm Meister auch gethan, aber dort ist alles an seiner Stelle. Dagegen lese man die Auslassung, die dem Seldwylser in den Mund gelegt wird: „Er schildert die Welt nach allen Seiten hin durchaus einzig und wahr, wie sie ist, aber nur wie sie es in den ganzen Menschen ist, welche im Guten und im Schlechten das Metier ihres Daseins und ihrer Neigungen vollständig und charakteristisch betreiben, und dabei durchsichtig wie Krytall, jeder vom reinsten Wasser in seiner Art, so daß, wenn schlechte Skribenten die Welt der Mittelmäßigkeit und farblosen Halbheit beherrschen und malen und dadurch Schwachköpfe in die Irre führen und mit tausend unbedeutenden Täuschungen anfüllen, dieser hingegen eben die Welt des Ganzen und Gelungenen in seiner Art, d. h. wie es sein soll, beherrscht und dadurch gute Köpfe in die Irre führt, wenn sie in der Welt dies wesentliche Leben zu sehen und wiederzufinden glauben“ usw.

An andern Stellen fällt aber der Dichter sogar selbst in einen lehrhaften Ton, und nicht immer sind es Früchte vom grünen Baum des Lebens, die er uns da vorsetzt. Kinder hat er ja nie erzogen, daher erscheint uns seine Erziehungslehre, die langatmig die Schilderung der werktüchtigen Regel Amrain unterbricht, etwas grau, und seine politische Auseinandersetzung ebenda mindestens etwas einseitig, wenn er sagt: „Wer freisinnig ist, traut sich in der Welt etwas Gutes zu und weiß mannhaft von nichts anderm, als daß man hiefür einzustehen vermöge, während der Unfreisinn oder der Konservatismus auf Zaghaftigkeit und Beschränktheit begründet ist. Diese lassen sich aber schwer mit wahrer Männlichkeit vereinigen. . . . Sei einer so tapfer und resolut, als er wolle, wenn er nicht vermag freisinnig zu sein, so ist er kein ganzer Mann.“

Man mag solche Auswüchse,*) die sich gerade im ersten Bande der Seldwylser Geschichte besonders oft finden, seiner Jugend zu gute halten. Aber charakteristisch sind sie für ihn immerhin. Denn diese verständige Trockenheit tritt uns auch noch später oft genug störend entgegen. Der Ausgang von Reginens Geschichte, die im „Sinngedicht“ der junge Reinhard seiner lebenswürdigen Wirtin, der reizenden Lucie erzählt, ist doch wahrhaft ergreifend.

*) Dahin gehört auch das Moralisiren, das zuweilen die Erzählung störend unterbricht und weder immer zutreffend, noch leicht verständlich ist.

Die schöne Frau, die ihr Mann aus niederm Stande emporgehoben hat, endet infolge eines Mißverständnisses und Argwohns durch Selbstmord. Und was sagt Lucie gleich darauf „nachdenklich“: „Ich könnte nun einwenden, daß Ihre Geschichte mehr eine Frage des Schicksals als der Bildung sei; doch will ich zugeben, daß eine schlimme Abart der Letztern durch die Parzen, wie Sie die Trägerinnen derselben nennen, von Einfluß auf das Schicksal der armen Regina gewesen ist“ usw. So wird die Stimmung sofort durch eine verstandesmäßige Betrachtung unterbrochen, und die rechte Wirkung ist dahin. Der Dichter selbst hat sie zerstört.

Damit hängt auch der gleichmäßige Ton des Vortrags zusammen, der oft ermüdend wirkt, das Geschniegelte und Gebügelte der Diktion, das Wohl-abgemessene, das er andern andichtet, wenn er von ihnen sagt: „Sie hatten alle ihre kleinen Erfahrungen und Vorkommnisse auf das genaueste eingereicht und abgeteilt, die angenehmen von den betrübenden abge sondert und jedes einzelne in sein rechtes Licht gesetzt und in reinliche Beziehung zum andern gebracht“; oder wenn er selbst von sich im „Landvogt von Greifensee“ sagt: „Wir wollen die Geschichten nacherzählen, jedoch alles ordentlich einteilen, absondern und für unser Verständnis einrichten.“ Ist es nicht ähnlich ausgerechnet, wenn er im „Sinngedicht“ im ersten Kapitel erzählt, wie Reinhard den Entschluß faßt, ein Mädchen zu küssen, die errötend lacht, im zweiten, wie er eine küßt, die lacht und nicht errötet, und im dritten eine, die errötet, aber nicht lacht? Ähnlich vorgebeugt wird auch, wenn Lucie ihre Erzählung so einleitet: „Es dürfte am zweckmäßigsten sein, die Sache gleich in der Art zu erzählen, wie ein gezierter Novellist sein Stücklein in Szene setzt. Ich würde zugleich damit in meiner Erzählungskunst, die mir wie ein Dachziegel auf den Kopf gefallen, einen Fortschritt anstreben können, man weiß ja nie, wo man es brauchen kann. Es würde also etwa so lauten.“ Dann folgt die Geschichte von der armen Baronin, eine Erzählung die so wenig geschmackvoll mit der unwürdigen Rache des Mannes an den verkommenen Verwandten seiner Frau endet. Mit Recht hat sich auch Theodor Storm, der Keller so wohlgesinnt war, in einem Brief gegen diesen Schluß (wie auch gegen andre Sonderbarkeiten Kellers) gewandt. „Wie zum Teufel, Meister Gottfried, schreibt er, kann ein so zart und schön empfindender Poet uns eine solche Roheit — ja, halten Sie nur hübsch still! — als etwas Ergögliches ausmalen, daß ein Mann seiner Geliebten ihren frühern Ehemann nebst Brüdern zur Erhöhung ihrer Festfreude in so scheußlicher, poffenhafter Herabgekommenheit vorführt! Hier stehe ich nicht mit dem Hute in der Hand und sage: Wartet, der Dichter will erst seinen Spaß machen! Nein, liebster Freund, das haben Sie nicht wohl bedacht, das muß vor der Buchausgabe heraus!“*)

*) Baechtold III, 289. Leider wurde es nicht geändert.

Wie dieses Spintifiren und Fabuliren einerseits seine Stärke ist und vielfach die schönsten Früchte hervorgebracht hat, so verleitet es ihn andererseits zuweilen, über die Stränge zu schlagen und den Bereich des Möglichen, das zum Schein der Wahrheit unerlässlich ist, zu überschreiten. Man kann das selbst an einer so vollkommenen Erzählung — vielleicht der besten unter den Selbwyllern — wie „Kleider machen Leute“ sehen. Auch hier steht man unter dem Eindruck, daß die Situationen und Voraussetzungen, unter denen der arme wandernde Schneidergeselle für einen polnischen Grafen gehalten werden konnte, aufs feinste ausgeklügelt sind. An ihm selbst zu zeigen, wie der Einfältige zu der Ehre kommt und sich darin benimmt, wie er, ohne zu wollen und immer bestrebt, zu entfliehen, durch Passivität sich immer tiefer in die Lüge verstrickt, das ist aufs anmutigste und belustigendste gelungen. Aber die Kunst der Erfindung macht sich fühlbar, wie bei einem Märchen. Es ist ein Gemälde, an dem man Strich für Strich den Pinsel des Künstlers sieht. Die volle Illusion des Lebenswahren gelingt ihm nicht. Wenn er z. B. bei Einführung einer neuen Person sagt: „Eine neue Wendung war eingetreten, ein Fräulein beschritt den Schauplatz der Ereignisse,“ so sieht man im Gewebe des bilderreichen Teppichs, wie sich der Einschlag zum Aufzug fügt, man sieht das Webergeschiffchen fliegen und gewinnt so die Teilnahme für das künstliche Gewebe auf Kosten des dargestellten Gegenstands, zum Schaden der Illusion.

Aber über diese Schwäche kommt man noch leichter hinweg, als über den auffallenden Mangel in der Darstellung des Empfindungslebens. Er hängt mit dem Charakter des Dichters zusammen und tritt uns daher ebenso sehr in seinen Erzählungen wie in seinen Briefen entgegen. Rührende Situationen weiß er genug darzustellen, aber in die Tiefe des Gemüts führt er fast nie. Er ist ein Dialektiker der Seelenkunde, aber namentlich die weiblichen Regungen der Seele übergeht er. Das ist selbst bei seiner so hoch geschätzten Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ fühlbar. Man beobachtet das fein gezeichnete junge Paar mit größter Aufmerksamkeit, etwa wie man buntschillernde Schmetterlinge unter einer Glasglocke beobachtet, aber man wird nicht in ihr freudvolles Leid mit hineingezogen, man erlebt es nicht innerlich mit. Daher entbehren auch Kellers Verlobungen immer des innerlich Ergreifenden, beim Schneider Strapinski und Mettchen, wie bei Hadlaub und Fides und andern. Auch Wiedersehen zwischen Sohn und Mutter, wie zwischen Geliebten gehen meist trocken vorüber. Möglich, daß das manchmal beabsichtigt ist, daß der Dichter absichtlich zurückhält und uns allein fühlen lassen will, während er gewissermaßen nur die Unterlage giebt. Aber er geht darin zu weit. Man erinnere sich an die Enttäuschung der beiden Geliebten in „Ursula“: der heimkehrende Krieger, der nach drei Jahren endlich seine Braut zu finden hofft, um mit ihr ordnungsgemäß zum Altar zu treten, und das Mädchen, die nach den neuen Menschheitsrechten der Freiheitspropheten ihm ohne weiteres als

Ehegemahl zu folgen bereit ist. Man beachte auch den Schluß der Geschichte: als sich beide zuletzt nach neuer, langer, innerer Entfremdung wiederfinden, hat Keller nur die Worte: „Das Glück, das sie empfand, half ihr bald wieder zu blühenden Wangen; denn sie war wie ein gesegnetes Fleckchen Erde, das alsbald wieder ergrünt, sobald nur ein Sonnenblick und ein Tau darauf fällt.“ Trockner kann man doch bei aller Zierlichkeit kaum verfahren.

So geht Keller in vielen Fällen an dem Innenleben der Hauptpersonen still vorbei. Besonders auffällig ist das in den „Sieben Legenden,“ wo gerade die psychologische Vertiefung das Wichtigste gewesen wäre, weil die naive Darstellungsart der Legende das vernachlässigt. Bevorzugt sind aber vielmehr Stoffe, wo den Leuten durch Wunder etwas in den Schoß fällt, was sie sich nicht erworben, was sie also auch nicht verdient haben. Dabei ist ein spöttischer Zug hinein verwebt, der die Illusion der märchenhaft wirkenden Geschichten stört. Man denke an die Worte: „Die Jungfrau Maria, welche ja als (Ritter) Zindelwald neben ihr saß, las dies Gebet in ihrem Herzen und war so erfreut über die fromme Dankbarkeit ihres Schützlings, daß sie Betraden zärtlich umfing und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, der begreiflicherweise das holde Weib mit himmlischer Seligkeit erfüllte; denn wenn die Himmlischen einmal Zuckerzeug backen, so gerät es zur Süße.“

Am empfindlichsten zeigt sich der Mangel an Darstellung des Seelischen in der Legende „Die Jungfrau und die Nonne,“ an den Hauptstationen der Entwicklung. Die schöne Beatrix entflieht voll Sehnsucht nach der Welt dem Kloster und giebt sich alsbald einem heimkehrenden Kreuzfahrer hin, der sie zu seiner Gemahlin macht. Nachdem sie ihm acht Söhne geboren hat, und der älteste achtzehn Jahre alt ist, verläßt sie heimlich die Ritterburg und kehrt unbemerkt auf ihren Posten im Kloster zurück, den unterdes die Jungfrau Maria versehen hat. Nach zehn Jahren kommt auch ihr Gatte mit den Söhnen zu einem Marienfeste ins Kloster. Sie „erkannte sie, schrie auf und eilte zu ihnen, und indem sie sich zu erkennen gab, verkündigte sie ihr Geheimnis und erzählte das große Wunder, das sie erfahren habe.“ Weder beim ersten Wiedersehen mit ihrem Gatten, noch beim Verlassen und Wiederfinden ihrer Kinder sind irgend welche innern Vorgänge geschildert.

Noch stärker tritt das da hervor, wo es sich etwa um religiöse Motive handelt, wie in „Eugenia,“ die ein Mönch und Abt wurde. Von ihrer inneren Erfassung des Christentums erfahren wir so gut wie nichts und sind höchlich überrascht, daß sie zuletzt eine Märtyrerin wird.

Was endlich die Darstellungsart des Dichters betrifft, so ist sie ja in dem Bisherigen schon mehrfach berührt. Wir freuen uns über viele gute Bilder, über manchen zierlichen Ausdruck, über manchen feinen Witz. Aber zuweilen erinnern sie doch lebhaft an die Schnörkel des Kokoko, so wenn er sagt: „Zwei Abenteuer, welche, wie es bei Zwillingen zuweilen geht, nur

geringfügig waren und in die gleiche Bindel gewickelt werden können.“ Und bisweilen ist der Ausdruck geradezu geschmacklos, ermüdend lange Sätze hemmen den Fluß der Rede, und selbst stilistische Fehler sind nicht selten.

Als hervorragender Stilist kann Keller auf keinen Fall bezeichnet werden. Er hatte für die Form ebenso wenig Sinn wie für Rechtschreibung und Interpunktion. Zur Erheiterung der Leser möge hier am Schluß eine Stelle aus einem Briefe Kellers von 1860 stehen, wo er Luerbach auffordert, seine Korrektur zu besorgen: „Wobei ich Sie bitten müßte, die häufigen Ungleichheiten in der Rechtschreibung, wie große oder kleine Anfangsbuchstaben u. s. f., deren Beseitigung mir im Manuskript immer ein bitteres Kraut ist, mit dem Rotstift zu berücksichtigen, im Falle Sie dadurch genirt sind. Mir selbst ist das durchaus gleichgiltig. Ich verfare immer nach augenblicklicher Eingebung, je nach dem Gewicht, das ich auf das Wort lege.“

Trotz all dieser Schwächen und Wunderlichkeiten, die jeder ruhige Beobachter an den Werken Kellers wahrnehmen und empfinden wird, stehe ich nicht an, ihnen, insbesondere den Novellen, die Wertschätzung angedeihen zu lassen, die ihnen zukommt. Einige, zu denen ich in erster Linie das „Fähnlein der sieben Aufrechten“ und den „Landvogt von Greifensee“ rechne, gehören zu dem Besten, was die deutsche Litteratur in dieser Art aufzuweisen hat. Wenn ich dennoch nicht in das maßlose Lob einstimme, das viele seiner Verehrer dem Dichter gespendet haben, so glaube ich das genügend begründet und damit einen Beitrag geliefert zu haben zu einer wirklich gerechten Würdigung des Dichters Gottfried Keller.



Griechenland und die Großmächte



ffenbar befinden sich augenblicklich die europäischen Großmächte und mit ihnen leider auch Deutschland in einer richtigen Sackgasse. Ihre Einmischung in die kretisch-griechischen Dinge ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß sowohl die aufständischen Kreter als das kleine Königreich Griechenland sich dem „einnütigen Willen Europas,“ d. h. ins Praktische übersezt, dem, was die Regierungen der sechs Großmächte im Interesse des sogenannten Weltfriedens und der plötzlich so überaus kostbaren „Integrität“ des osmanischen Reichs für gut befinden würden, gehorsamst unterwerfen müßten, und auch der ungeheuern Mehrheit der deutschen Presse und dem deutschen Reichstage läßt sich